

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 2

Artikel: Im Lande der Mitternachtssonne
Autor: Wille, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach demselben unehrlichen Rezepte behandelt man nun auch die Kirchenaustrittsversammlungen. Auch sie werden vor der Welt als sozialdemokratische bezeichnet, um sie in den Augen politischer Kinder zu diskreditieren und nebenbei auch der verhassten Sozialdemokratie wegen ihrer programmäßigen Behandlung der Religion als Privatsache den Vorwurf der Heuchelei machen zu können. Die Erklärung der Religion zur Privatsache bedeutet für die Sozialdemokratie nichts anderes, als daß die Religion oder auch die Weltanschauung nicht *S t a a t s-s a c h e*, aber auch nicht *P a r t e i s a c h e* sein soll. Die Partei sagt: darüber streitet, wenn Ihr wollt, außerhalb des Rahmens der Partei. Und da tut sie ganz recht. Die Partei hat überhaupt keine Meinung vor *z u s c h r e i b e n*, nicht einmal auf ihrem ureigensten Gebiet. Sie fordert nur Zustimmung zu politischen Zielen. Am wenigsten aber will sie, die Partei, irgend jemandem vorschreiben, ob er Katholik, Protestant oder Konfessionsloser sein will. Das überräfft sie völlig dem *f r e i e n K a m p f d e r G e i s t e r*. Wenn daher ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei gegen den Konfessionalismus, gegen die konfessionelle Kirche kämpft, so tut es das als freie Persönlichkeit ohne Auftrag der Sozialdemokratie und ohne Verantwortung vor ihr. Letztere entstünde erst da, wo seine Neuerungen mit den programmatischen Zielen der Sozialdemokratie in Widerspruch geraten würden. Finden Volksversammlungen statt, in denen nicht nur ein Sozialdemokrat referiert, sondern ein Sozialdemokrat auch die Versammlung leitet und Sozialdemokraten auch die Versammlungsteilnehmer sind, so wäre solche Versammlung, falls sie die Weltanschauungsfrage behandelt, noch absolut keine sozialdemokratische Versammlung. Wenn ein Sozialdemokrat als Klavierspieler vor einem aus Sozialdemokraten bestehenden Konzertpublikum auf einem von Sozialdemokraten hergestellten Flügel in einem einer sozialdemokratischen Gesellschaft gehörigen Hause konzertiert, so ist das bekanntlich auch noch keine sozialdemokratische Versammlung.

Die Kirchenaustrittsversammlungen werden zumeist veranstaltet von solchen, die die Menschheit von dem konfessionellen Kirchenwesen befreien wollen, also z. B. von Monisten, die eine einheitliche wissenschaftliche Weltanschauung erstreben, oder von Freidenkern, Freireligiösen, welche die Souveränität des Einzelgewissens betonen. Will man ehrlich kämpfen, dann führe man den Kampf gegen diese, die Monisten, Freidenker, Freireligiösen etc. Man lasse aber die Sozialdemokratie aus dem Spiele! Gegen sie zu kämpfen haben ihre Gegner ja sonst noch Gelegenheit genug.

Gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen, haben nur die Kirchen Veranlassung, welche Staatskirchen sind und bleiben wollen. Denn die *S t a a t s-k i r c h e* wird freilich von der Sozialdemokratie bekämpft. Das ist aber nur die Bekämpfung eines politischen Verfassungszustandes, nicht einer Weltanschauung oder Religion oder auch nur Kirche. Dieser Kampf gegen die Staatskirche kann rein parlamentarisch geführt werden, indem man ein Trennungsgesetz schafft, wie es in Frankreich und neuerdings auch Portugal geschaffen worden ist. Der Kampf kann aber auch individuell geführt werden, indem man einer Kirche, die Staatskirche sein will, die Mitgliedschaft entzieht. Diese beiden Wege sind nur taktisch verschiedene Verwirklichungen desselben politischen Ziels. Abg. Liebfrae und auch der Schreiber dieser Zeilen halten den Weg der „direkten Aktion“ für angebracht. In der prinzipiellen Stellungnahme der Sozialdemokratie wird durch dieselbe andere Taktik nichts geändert.

Allem Anschein nach wird der Kampf der Weltanschauungen in Zukunft noch heftiger entbrennen. Daß

zu erwarten wäre, es werde von den Gegnern der Sozialdemokratie die im obigen Sinne geforderte Ehrlichkeit bestätigt, man werde also darauf verzichten, eine Bewegung sozialdemokratisch zu nennen, die es gar nicht ist — daran ist gar nicht zu denken. Über unio nachdrücklicher muß der wahre Sachverhalt immer wieder klargestellt werden.

Im Lande der Mitternachtsonne.

Von Dr. Bruno Wille.*)

Auch im gebildeten Deutschland gibt es manchen, dem nicht anschaulich klar ist, was die „Mitternachtsonne“ bedeutet. Wenn die Sonne — so läßt sich antworten — auf unserer nördlichen Erdhälfte am 24. Juni den längsten Tag bringt, so steht sie um diese Zeit um so länger am Himmel, je nördlicher die Breitengrade werden. Nach dem Äquator zu, wo sie senkrecht vom Horizont emporsteigt, sind um Johannistag Tag und Nacht ziemlich gleich. Am Nordpol hingegen kreist dann die Sonne oberhalb des Horizonts in einer Höhe, die sie bei uns am Sommernachmittag hat.

Schon in Skandinavien geht die Sommersonne nicht unter. Am Nordkap dauert Anfang Mai die Nacht nur ein halbes Stündchen, weil die flach freisende Sonne ganz wenig unter den Horizont taucht. Mit dem 11. Mai hört die Nacht gänzlich auf, man sieht dann um Mitternacht noch immer den obersten Sonnenrand. Vom 13. Mai bis 30. Juli bleibt die ganze Sonnenscheibe sichtbar, und am Johannistage steht diese mitternachts hoch genug, um die Erde hell zu überstrahlen, wie bei uns etwa zwei Stunden vor Untergang der Sommersonne. Die Mitternachtsonne dauert bis zum 31. Juli, wo um zwölf Uhr nachts noch ein Fünfchen Sonne am Horizont blitzt.

Beneidenswertes Lichtland! möchte man sagen. Aber dafür, daß hier zwei und einen halben Monat lang das Tagestirn nicht untergeht, dauert die Winternacht entsprechend lange, so daß um Weihnachten herum die Sonne wochenlang überhaupt nicht aufgeht.

Ohne weiteres ist verständlich, daß der lange Tag, sowie die lange Nacht, auf Wetter-, Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt Skandinaviens tiefgreifende Wirkung ausübt, und daß es für den Mitteleuropäer einen seltsamen Reiz hat, eine Sonne zu erleben, die Wochenlang nicht untergeht. In Narvik, einer der nördlichsten Städte, fand ich im Juni die „Nacht“ hindurch ein ähnliches Treiben wie bei Tage. Nicht bloß die Kaffees waren auf, sondern fast alle Verkaufsläden; um Mitternacht spielten die Kinder Ball, ein junges Mädchen spazierte singend durch einsame Wiesen, der Kuckuck rief, und im besonnten Fjord tummelten sich Vergnügungsboote. Um diese Zeit sind Menschen und Tiere so sonnenfrisch, daß man wenig schlafst und erst, wenn man sehr müde ist, die verfinsterte Kammer aufsucht, gleichviel ob die Stunde zur „Nacht“ gehört oder nicht.

Nur bei Unkundigen gilt die Meinung, die Mitternachtsonne habe ein eigenes Aussehen. Nicht anders sieht sie aus, als bei uns die abendliche Sonne. Um so rötlicher strahlt sie, je tiefer sie steht, während ihr Licht unter den nördlichsten Breitengraden blendend gelb ist. „Eigen“ wirkt sie nur vermöge der eigenen Landschaft, sowie der Stimmungen und Vergleiche, die sie uns nahelegt. Was man bloß aus Büchern weiß, hat man noch nicht erlebt. Erst die Anschauung wird als Ereignis

*.) Im Sommer 1912 von der königl. schwedischen Regierung mit freier Fahrt für mich und meine Frau beehrt, habe ich damals auch Lappland besucht. Wiederholst von Lesern des Freidenkers um einen Bericht ersucht, will ich nun ein Kapitel meiner Schwedenreise mitteilen.
B. B.

empfunden; und bei der Mitternachtssonne hat dies Ereignis etwas Ueberraschendes. Wenigstens bei mir war es so. Als ich nach mehrtagiger Fahrt mit der Lapplandbahn in einem Blockhaus am Tornesee übernachtete und meine Frau mir vorlas, während durchs Fensterlein die volle Sonne glühte, da löste ein Blick auf die Uhr, die Mitternacht zeigte, ein Staunen aus, das etwas von Naturanbetung hatte. Da war sie nun, die Mitternachtssonne!

Geraude in Lappland übt sie besonderen Zauber aus. Hier gibt es, was zu ihrer Seltsamkeit gehört, eine ganz ungewöhnliche Natur. Die schwedische Lappenmark ist eine gewaltige Wildnis, wenn sie auch durchzogen wird von der komfortablen Bahn, die von Stockholm über Bräcke nach Boden am Lule-Elf, dann genau nördlich zum Eisenbergwerk Kiruna und von hier ziemlich westlich am Tornesee entlang über die norwegische Grenze hinweg zur Hafenstadt Narvik geht, die den Lofoten vorgelagert ist, diesen wundervollen Gebirgsinseln. Was dem Besucher von Lappland im Mittsommer lästig werden kann, sind die vielen Mücken; wer also ohne dieses Nebel Lapplands Naturschönheiten genießen möchte, mag in Vor- oder Spätsummer dort weilen; gerühmt werden Spätsummers Farbenreize, zu denen das Goldlaub der vorherrschenden Krüppelbirke gehört. Zum Aufenthalte eignet sich jedenfalls die Touristenstation Abiskojoft am Tornesee. Hier hat man bei mäßigen Preisen gute Betten, Sauberkeit, ordentliche schwedische Küche und kann ohne Kenntnis der schwedischen Sprache mit deutsch, französisch oder englisch auskommen.

Der Tornesee, aus dem der Tornesee kommt, läßt sich mit dem Bodensee vergleichen, nur daß er viele Buchten hat und — bis auf ein verstecktes Motorboot und die Blockhäuser der Touristenstation — kulturstlose Einsamkeit ist. Erhaben wie der Edda-Riese Ymir wirken rings die Gletscherberge und die stummen Gestade, wo sich der Mensch nicht einmal mit einem Dörfchen eingenistet hat, wo das Rentier schweift, Wolf, Bär und Bielfraß hausen, und auf Klippen die Lumme hockt. Wenn am Südenhang des Berges Nuolja der Maienschnee schmilzt, stürzt der Fluß Abisko zu Tal und zwängt sich schäumend und grossendurch das ausgewaschene Felsenbett. An seinen Ufern sprießen Gräser, Weidengestrüpp treibt Silberfächchen hervor, die Strauchbirke geduckt am Boden hinstreichend, entfaltet das grüne Fähnchen, und aus schwarzer Wildniserde quillt ein Gewimmel bunter Tropfen, wie Milch, Blut, Gold, Silber, Kupfer: Blümchen, Beerenblüten, dazu blühendes Moos, kriechende Flechten. Zu den Schilfbuchen des Tornesees hüpfen Fischlein, schnarren Eidergans, Ente und Haubentaucher. Wo auf trüben Wasserlachen die Schwiele brütet, schlüpfen aus ihren Larven Mücken in solchen Schwärmen, daß sie wie grauer Dunst sich ausbreiten. Von ihrem Stachel geplagt, wälzt sich das Rentier in den Fluten oder schweift über die Strauchgrenze empor zur Bergmalte. Wohl nur der Lappe mit seiner ungewaschenen und abgehärteten Haut vermug den schühenden Mückenschleier zu entbehren.

An den Ufern des Tornesees gibt es einige Sommerlager der Lappen. Im Herbst muß sich dies Hirtenvolk auf die Wanderung gen Süden begeben und in waldigen Niederungen überwintern, wo die Rentiersflechte geheiht, die eine Hauptnahrung der Herde bildet. Ueberhaupt wird das Treiben der Lappen nur aus der Art des Rentieres verständlich, von dem sie leben und nach dessen Eigentümlichkeiten sie sich richten. Weil dieses nun den Sommer gern im Gebirge verlebt, wo es saftige Weide findet und seine Plätze zum Kalben hat, im Winter aber nur südlich seine Lebensbedingungen findet, so befinden sich die Lappen eigentlich beständig auf der

Wanderung. Und das ist außerordentlich beschwerlich, wenn zum Beispiel die Rentierschlitten keine gute Bahn haben, wenn sie auf zu niedrigen oder sonstwie ungeeigneten Schne, oder in Schneesturm, Finsternis und böse Wildnisse geraten. Dabei sollen die Schneeschuhläufer fortwährend auf die Herde achten, sie vor dem Abschweifen bewahren und vor einfallenden Wölfen. Ist alles erschöpft, so müssen die Zelte errichtet werden, und oft findet man in der Dunkelheit kein geeignetes Holz, um Feuer zu entzünden, das doch nötig ist gegen Kälte und Nässe.

Daz für den Lappen, der ein so hartes Leben führt, der lange Tag etwas Paradiesisches hat, begreift sich leicht. Gras und Laub, Blume und Beere bezaubert ihn, und wie die Sonne in den Mittsommernächten nicht schlafen geht, so ist auch der Mensch fortwährend freudig erregt. Jungen und Mädchen gesellen sich zu einander, etwas Brautwein gießt man nach alter Sitte auf den Boden und trinkt den übrigen. Während rings die Rentiere sich tummeln, hebt ein Kindreim-Zodeln an, das man „jögen“ nennt. Der Lappe joigt von allem, was ihn zu Lust und Liebe, zu Wehmuth und Trauer bewegt:

Nun heil euch, Mütter und Wohnplätze,
Voia, voia, nanna, nanna!
Mütter und schöne liebe Gräfläler!
Mütter des Kalbes, heil euch, voia, voia!
Nehmt nun meine liebe Herde!
Und pfleget sie, wie sonst so treu!
Seid wieder Mütter, meine Freunde —
Voia, voia, nanna, nanna!
Schöne liebe Wohnplätze, voia, voia!
Sie sind so schön, daß sie leuchten, nanna, nanna!
Ihr Mütter, äst nun meine Rentiere gesund!
Voia, voia, nanna, nanna!

Sehnsich geht es weiter, dem Sang der Lerche ähnlich, die ihre Motive trillernd variiert.

Wer sich über das Leben der Lappen unterrichten will, lese „Das Buch des Lappen Johann Turi“ (Rütten und Löning, Frankfurt a. M.). Turi ist der erste Lappe, der zur Feder griff, sein Volk und seine Heimat zu beschreiben. Er hat es getan mit einer kindlichen Einfalt, die nicht ohne Weisheit bleibt, und mit der schlichten Kraft des Ausdruckes, ergreifend in jeder Zeile, anschaulich und naturwahr. Wie die Herausgeberin sagt, hat dieser Mann uraltes Jägerblut in sich und die ewige Unrat des Wanderhirten. Im Sommer und Frühherbst, wenn noch keine Jagdzeit ist, fischt er; doch sobald der erste Schnee die Spur wilder Tiere verrät, gehts auf Schneeschuhen dem Raubzeug nach. An Bergalinden gleitet er dahin und über gefrorene Sumpfe, macht sich sein Lager aus Reisig auf dem Schnee, zieht den Pelz über die Ohren und schlafst unter dem rauhesten Himmel, wo die Gestirne blitzten und das Nordlicht glüht. Die Schrecken der Wildnis haben keine Macht über ihn; denn er hat ungeheuren Mut, kennt genau seine Heimat und glaubt, daß das Böse den Unschuldigen nicht leicht verderben kann. Er spricht nicht viel, aber seine von Wind und Wetter zusammengekniffenen blauen Augen sehen tiefer in Menschen und Verhältnisse hinein als wir ahnen. Ebenso klug wie innig hat er das Ringen seines Volkes beobachtet und weiß, daß die Lappen, wenn sie weiter so bedrängt werden von einer schmungslosen Kultur, alsbald zugrunde gehen müssen.

Die Zivilisation soll nicht einwenden, daß ja auch die Indianer sich nicht behaupten konnten! Die Indianer haben nicht entfernt vermocht, den Boden Amerikas auszunutzen, während er unter weißer Herrschaft allerdings eine Frucht- und Schatzkammer für die ganze Welt geworden ist. Anders liegen die Verhältnisse im nördlichen Europa. Dort gibt es keinen Ackerbau, und von Weidetieren fristet eigentlich nur das Rentier sein Leben. Kein anderer Menschenschlag aber ist der Lebens-

art des Rentiers so angepaßt, wie der Lappe, und wenn wir von den Arbeitern des skandinavischen Bergbaus, von Fischerei und Eisenbahn abschreien, ist der Lappe der berufene Bewohner der nördlichen Wildnis, ein ergänzender Genosse des Bauern. In Schweden wird anerkannt, daß die Lappen immer noch mehr produzieren, als sie zum Leben brauchen, und daß ohne sie die Naturalienwirtschaft der Polarzone eine empfindliche Lücke hätte.

Im Streite zwischen Nomadentum und Bauertum muß daher ein Ausgleich gesucht werden unter möglichster Schonung der Lappen. Um so dringender tut das not, als Gefahr besteht, daß das Rentier in Europa verschwindet. In dem Bericht, den der Lappenvogt Staaf vor wenig Wochen an die norwegische Regierung gerichtet hat, wird betont, daß nur noch eine schleunige Hebung der Rentierzucht, eventuell durch gesetzliche Maßnahmen, das Aussterben des Rentiers verhindern kann. Der Lappenvogt führt die Verminderung der Rentierzahld hauptsächlich auf den sich allmählich vollziehenden Übergang der sogenannten Rennlappen zu Fischerlappen oder Bettlerlappen zurück. Der Lappe gibt nämlich unter dem Einfluß der ihm gebrachten „Kultur“ das Nomadenleben auf, er wird sesshaft, und siedelt sich in wirtlicheren Gegenden an, als es die sind, wo er früher mit seinen Rentierherden herumzog. Besonders akut ist die Rentierfrage in dem Desterland Lebu geworden. Vogt Staaf befürwortet, daß die norwegische Regierung Schritte tut, um die Rennlappenhäufwerfung, die jetzt noch existiert, zu erhalten. Die Zahl der Rentiere, die Ende 1912 noch 29 346 betrug, ist jetzt auf 25 761 herabgesunken. Die Ausbreitung der kapitalistischen Wirtschaft wird mit dem Rest auch bald aufgeräumt haben. Dann wird auch eins der allerältesten Völker zu Grunde gegangen sein.

Rührend sind die Worte, mit denen der Lappe Turi den Hauptmann seines Buches deutet: Den Herren in Stockholm möchte er eine richtige Auffassung von der Art des Lappen beibringen. „Wenn der Lappe in einen geschlossenen Raum kommt,“ so meint er läßlich und stolz zugleich, „dann versteht er nicht viel. Der Wind muß ihm in die Nase wehen; wo aber Wände sind, und wo es über dem Kopfe zu ist, da können seine Gedanken nicht rinnen. Wenn indessen der Lappe auf hohen Bergen ist, so hat er einen klaren Verstand; und wenn da oben ein Versammlungsort auf irgend einem Berge wäre, dann könnte der Lappe wohl ganz gut seine eigenen Sachen erkläre.“ Johann Turi traut seinen Mitmenschen, auch den Fremden, Gutes zu, und vielleicht, weil die Mitternachtssonne mit ihrem Leuchten sein Herz wie seine Heimat begnüdet, glaubt er an das Heil, das allen Menschen von einer Sonne des Geistes kommt. Schön und weise ist sein naiver Ausspruch: „Wahrheit ist Wahrheit, und wenn ich blos die Wahrheit rede, habe ich nichts zu fürchten.“

Sodoms Untergang.

Von Jos. Rohrer (Basel)

Arnold hieß er und war der beste Mittelschüler seiner Klasse. Soeben hatte er mit noch vier Andern den ehrenvollen Auftrag erhalten, eine der Tischvorlesungen auszuarbeiten, die nach altem Brauche die mittägige und abendliche Essenszeit der Studenten, während der geistlichen Exerzitien der Kartwoche, auszufüllen hatten. Vor kurzem war in ungeheurem Brande das alte, weitläufige Kapuzinerkloster in der Nähe niedergebrannt, und die vom Feuerschein aus den Federn geschrägte Kophantastie eines Professors hatte, trotz der tadellosen Lebensführung der Väter Kapuziner, einen Übergang hergestellt zwischen Brand und Sodoms Untergang. Sodoms Untergang, so hieß der Vorlesungsauftrag Arnolds.

Stillen Zugs kamen die Internenschüler aus der Gymnasialkirche, wo ihnen vom Exerzitienmeister die Hölle weidlich warm gemacht worden, hinüber in den großen Speisesaal. Ein Klingelzeichen des Präfekten: und unter dem anhebenden Teller- und Besteckgeklirr hob auch Sodoms Untergang also an:

Wer in Abrahams Tagen eines frischen Morgens in der prangenden Jordansäue gestanden wäre, hätte ein wunderselbstes Schauspiel voll grausiger Größe gesehen können. Aus dem aufdämmernden, langsam sich bläuernden Himmelsgewölbe schießt ein zischendes, zünghendes Feuermeer hernieder, oder — um in diesen frommen Tagen lieber mit den Worten der Schrift zu reden — „Fahne aber ließ auf Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer regnen vom Himmel her und zerstörte jene Städte von Grund aus samt der ganzen Niederung und allen Bewohnern der Städte und dem, was auf den Fluren gewachsen war.“ (1 Mos. 19, 24—25.)

Warum wohl das Feuer gerade vom Himmel fiel? Hören wir, was die Ungläubigen darüber sagen, um sie desto besser widerlegen zu können. Ja, was fiel bei den Alten nicht alles vom Himmel! Steinregen und Blut, Mannabrot und elf salische Schilder, Honig und die Diana von Ephesus. Da durfte das Feuer doch auch einmal vom Himmel fallen. Wer wollte ihm denn das verwehren? Sagt doch schon Plinius der Heide: „Es gibt auch eine blutartige Gestalt (des himmlischen Feuers); nichts Schrecklicheres als das für der Menschen Furcht. Fällt es zur Erde nieder, so entsteht Feuersbrunst dadurch, wie im dritten Jahre der hundertsiebten Olympiade, als König Philipp Griechenland (mit Krieg) erschütterte“ (Naturgeschichte II, 27). Viel wissen die Alten auch zu fabeln von Blitzschlägen bei heiterm Himmel (also Feuer vom Himmel) zum Beispiel: „Zur Zeit der katalinischen Vorzeichen wurde Markus Herennius Decurius bei heiterem Himmel vom Blitz erschlagen“ (Plin. II, 51); oder die wilden Gallier wollen Delphis Heiligtum ausplündern. „Aber wie sie handgemein geworden, daß schlagen Blitze (vom Himmel) auf die Galater nieder und Felsenstücke, die sich vom Parnasß losriß“ (Pausanias I, 4, 4).

Auch die Zauberin Medea läßt in der alten griechischen Sage aus Nache Feuer auf Kreons Palast herabregnen. Zudem sind die glühend heiß niederschließenden, vergengenden Sonnenstrahlen des Morgenlandes und die schmetternden Blitze seiner häufigen Gewitter ebenso viele natürliche Anhaltspunkte und Vorbilder vom Himmel fallenden Feuers für eine Einbildungskraft, der es an Erfindungsgabe fehlen sollte. Endlich wäre Feuer aus der Erde heraus ein natürlich vulkanisches und kein Wunderfeuer gewesen; da mußte es doch wohl oder übel, vom Himmel fallen, wollte es sich nicht als natürliches verdächtigen lassen.

Raum sind wir mit dem Feuer zustande gekommen, so stinkt uns schon der Schwefel, den es ja auch vom Himmel regnete, in die Nase, mahnend, auch er sollte erklärt sein. — Hier und da stand ein Buträger der Braten- oder Abträger der Suppenschüsseln still, um diese sonderbaren Erbaulichkeiten sich nicht entgehen zu lassen. — Vom Palästinareisenden Turrer erfahren wir (Schenkel, Bibellex. IV, 155) über Sodom und das Tote Meer, daß man „wallnüßgroße Schwefelstücke an einzelnen Stellen des Ufers findet.“ Diese Schwefelstücke sind längst, im Probekolben des Chemikers geprüft, als gemeiner, irdischer nicht himmlischer Schwefel erkannt worden, ganz wie die geweihte, Gottesleib gewordene Hostie ebenda sich wie wirklicher Brotsstoff, nicht bloß wie Brotgestalten, noch auch wie Fleischstoff gebärdete, — beides Zeugnisse Gottes zur größern Verdienstlichkeit des Dennochgläubens.